

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 277 (1998)

Rubrik: Appenzeller Witze

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wies. Während bürgerliche Parteien und Wirtschaftsverbände angesichts der düsteren Perspektiven einen sozialpolitischen Marschhalt verlangten, beharrten Linksparteien und Gewerkschaften auf der Notwendigkeit eines weiteren sozialstaatlichen Ausbaus.

Mut und Verzagtheit

Weniger der anstehenden Probleme wurden im Berichtsjahr einer Lösung nähergebracht; manche dringende Reform blieb stecken. Doch es gab vereinzelt auch zukunftsweisende Entwicklungen:

Mit ihrer Präsidentschaft in der Organisation für Zusammenarbeit und Sicherheit in Europa (OSZE) demonstrierte die Schweiz, dass sie sehr wohl auch die Weltpolitik mitgestalten kann. Die Vorbereitung und Überwachung der Wahlen in Bosnien sowie der durch den OSZE-Delegationschef Tim Guldimann vermittelte Waffenstillstand in Tschetschenien brachten der Schweiz auch auf internationalem Parkett viel Anerkennung ein.

Mit dem Beitritt zum Nato-Programm Partnerschaft für den Frieden machte die Schweiz einen kleinen Schritt der Öffnung nach aussen.

Einen wichtigen Liberalisierungsschritt beschloss der Bundesrat mit der PTT-Reform, die in der Folge auch vom Parlament gutgeheissen wurde. Bis 1998 soll die Telecom von der Post ge-

trennt und dem freien Wettbewerb ausgesetzt werden.

Auch für die Bahn hat der Bundesrat die Weichen ins nächste Jahrhundert neu gestellt: Zur Reise Richtung freien Markt sollen die SBB als spezialgesetzliche Aktiengesellschaft mit Bundesmehrheit starten. Private Transportunternehmungen sollen freien Schienenzugang für den Güterverkehr und den internationalen Personenverkehr erhalten.

Eines der grössten Reformprojekte in der Geschichte des schweizerischen Bundesstaates wurde im Juni 1996 von Bundesrat Kaspar Villiger und den kantonalen Finanzdirektoren skizziert. Mit einem neuen, effizienteren Finanzausgleich sowie einer grundlegenden Entflechtung des bisherigen Gewirrs von Aufgaben, Kompetenzen und Geldströmen wollen Bund und Kantone rund drei Milliarden Franken sparen.

Als «Chance für den Aufbruch» stellte der Bundesrat sein Reformprojekt für eine neue Bundesverfassung vor. Die Landesregierung hofft, dass im Jubiläumsjahr 1998 darüber abgestimmt werden kann.

Trotz solchen Zeichen des Aufbruchs und des Zukunftsglaubens überwogen im Berichtsjahr Pessimismus, Mutlosigkeit und Verdrossenheit. Auch für die Schweiz galt, was der deutsche Bundespräsident Roman Herzog am 26. April 1997 in einer aufseherregenden Rede in Berlin feststellte: «Ein Gefühl der Läh-

mung liegt über unserer Gesellschaft.» Wer in die Medien schaue, gewinne den Eindruck, «dass Pessimismus das allgemeine Lebensgefühl bei uns geworden ist». Es fehle, klagte Herzog, «der Schwung der Erneuerung, die Bereitschaft, Risiken einzugehen, eingefahrene Wege zu verlassen, Neues zu wagen»: «Das ist ungeheuer gefährlich; denn nur zu leicht verführt Angst zu dem Reflex, alles Bestehende erhalten zu wollen, koste es was es wolle. Eine von Ängsten erfüllte Gesellschaft wird unfähig zu Reformen und damit zur Gestaltung der Zukunft.» (Redaktionsschluss: 31. Mai 1997)

Appenzeller Witze

Als die erste Telegraphenleitung zwischen St.Gallen und Appenzell erstellt wurde, waren daran auch die Gemeinden Teufen, Bühler und Gais angeschlossen. Viele Leute konnten einfach nicht verstehen, wieso zum Funktionieren denn zwei Drähte notwendig seien. Ein witziger Teufner sagte zu einem Innerrhoder: «Jo, gwöss bruuchts zwee Dröht of Appezell ine: änn, bis sis dinne mörkid, ond änn, bis me n es hosse globt!»

Im Gricht: «Herr President! I appelliere a s Obergricht!» – «Weromm denn au? Ehr hönd jo de Prozess gwonne!» – «Ebedrom, die am Obergricht sölid au wesse, das i recht gchaa ha!»

So war es naheliegend, dass gerade im Appenzellerland und im Toggenburg viel Salpetererde gegraben und gesotten wurde.

Weil es scheinbar schwieriger war, in und um Zürich herum Salpetersieder zu finden, liess man diese aus dem Toggenburg und dem Appenzellerland kommen. So erhielten 1750 *Johann Städler und ein Hans Conrad Holdenegger* aus Urnäsch Patente mit der Verpflichtung, allen Salpeter dem Zeughaus in Zürich abzuliefern. Dritte zu bedienen war ihnen bei Strafe verboten.

Holz schien im Zürichbiet auch nicht wohlfeil vorhanden gewesen zu sein. Jedenfalls emp-

fahl Rats- und Zeugherr Landolt 1776 den Behörden, Salpeter in Zukunft fertig geläutert zu beziehen. Die Zürcher Pulvermühle hatte einen Jahresbedarf von 130 bis 140 Zentnern, aber auch die Zunfthäuser zur Saffran, zur Meise und Widder unterhielten eigene Salpeterlager, die allerdings meist schlecht unterhalten wurden.

Die einzige in der deutschen Schweiz bekannte Beschreibung der Herstellung von Salpeter wurde in den Jahren 1724 und 1725 in den Neujahrsblättern der heute noch existierenden Zürcher Zunft «Constaffleren und Feuerwerkerei» sogar in Versform festgehalten.

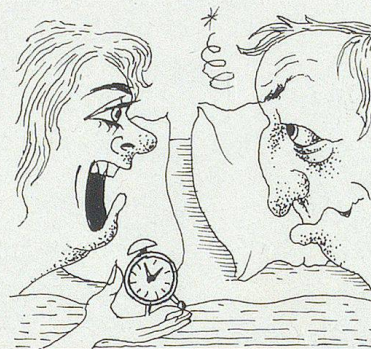
*Soll der Salpeter zum Gebrauch bereitet werden,
So wird in Ställen erst gestochen aus die Erden,
In eine Standen hald auf Aschen hingethan,
Da man auch Wasser giesst, so oft als nöthig, an,
Und zäpft zwei-, dreimahl ab, bis man eine Laugen
Von solchem Zeug bekommt, die etwas möge taugen.
Die wird auch zwanzig Stund, und mehr gesotten dann,
Bis in Geschiren der Salpeter schiesset an:*

*Der wird so roh hernach mit Wasser frisch benetzt,
Und dass er nach und nach vergehe, hingesezt
In Kesseln auf das Feur: Man legt von Ejerklär
Vil etwas Alaun ein, dass er sich lautre gär.
Zumahl, was unrein ist, bald in den Schaum hinschiesset,
Und den Salpeter man in andre Kessel giesset:
Die Laugen wird so fort gelassen ab darvon:
Und wenn Er trocken wird, ist er geläutert schon.
Man eilt drauf noch einmahl ihn auf das Feur Zustellen
Und rühret, wann Er zergeht, mit Spatten oder Kellen,
Bis dass das Wasser ganz verrauchet, und also wird
Er wie ein weisses Sand geschiklich calciniert,
Inzwüschet, da uns kein Salpeter kan befreyen
Von unserm Sünden-Wust, kein Laugen hier gedeyen,
Wäsch, Jesu, du uns ab mit deinem Geist und Blut
Dass mit dem neuen Jahr bey uns werd alles gut.*

Appenzeller Witze

«Du, Hastoni, sönd deer no ke Goofe gstoobe?» – Hetocht en Narre, Maati, i globe, wenn ees vo miine ab em Bank keit wär, so hets no gär zwää dross ggee!»

«Warum wirst Du ein Christ genannt, Seppli?» frägt der Pfarrer in der Religionsstunde. «Jo, seb neent mi ebe au wonder», meint der Seppli.



Ame Mektig hend e paar Höckler spoote Füreobed gchaa. Am eene Tag hend zwee devo denand wider troffe. «Wie hets der necht gfalle?» – «Jo, ischt me ebe de gaanz Obed nüd recht gsee! I ha ebe nebis vergesse, vor i deheem ggange bi, nemlich de Frau s Muul zue z tue, ond woni heecho bi, het sis bigoppelig all no off gchaa!» meent de ander.

En Tokter hed ame Puur Bluetegel mitggee. E paar Tag spöter hed er de Pazient gfrooged, wie die gwörkt heiid. «Jo, Herr Tokter, s ischt eso e n äägni Sach mit dene Tierli, e halb Totzed hani abiprocht, aber die eene hed mer s Wiib möse broote!»

und Strohlagers wollen die «Bommen-Sennen» nächstes Jahr noch mehr tun, um auch ihren Käse, die frische Alpenmilch, das selbstgemachte Joghurt und kleinere Vesperplättli an Wanderer zu verkaufen.

* * *

Es dunkelt auf der Mittleren Bommen. Die Tage sind kürzer geworden. Am kommenden Donnerstag, einen Tag vor dem ersten Schnee auf der Alp, «fahren» Paul und Annemarie Peterer mit ihrem Vieh wieder talwärts.

Wir begegnen dem stattlichen Senntum mit den rot-gelb gewandeten Sennen kurz vor dem «Zithus». Das Vieh hat «Stalldrang» – vielleicht auch Heimweh. Nach langem Marsch endlich zu Hause gelangt, werden den Leitkühen die Schellen abgenommen. Auf der Weide vergnügen sie sich mit dem ersten «Talgras» seit Monaten. Die Sennen stimmen ein letztes «Rugguserli» an, bevor sie sich am reichgedeckten Küchentisch mit Käse und Brot und Milchkaffee stärken.

Die Zithus-Bauernfamilie ist glücklich, wieder daheim zu sein. Trotzdem ist die Alpzeit noch nicht vorüber. Auf der Mittleren Bommen muss noch aufgeräumt und Holz für den nächsten Sommer gerichtet werden. Am übernächsten Sonntag werden die zurückgebliebenen Hennen geschlachtet. Das Heimweh nach der Alp schwingt noch

lange mit, auch wenn im Tal der Alltag wieder eingekehrt ist. Noch ist nicht ganz klar, ob sich Paul, Annemarie, Chläus, Anja, Seppli und Samuel mehr darüber freuen, dass sie wieder im Zithus sind – oder darauf, dass sie nächsten Juni wieder auf die Alp fahren!

* * *

Ende September begegnen wir Paul Peterer im «Sennehääss» (Appenzeller Tracht) an der Jubiläums-Viehschau der Viehzuchtgenossenschaft Teufen. Er hilft einem befreundeten Bauern bei der Auffuhr aus. Frau und Kinder sind als interessierte Zuschauer auch dabei. Anfang Oktober wird Paul Peterer an der traditionsreichen Viehschau in Appenzell als Experte walten.

Das Leben geht weiter – auch im Tal. Familie, Haus und Hof, nicht zuletzt auch das Brauchtum werden Tag für Tag gepflegt. In der heimeligen Stube mit dem warmen Kachelofen wird wieder gesungen und «zauret» (gejodelt). Mutter Annemarie kocht wieder mit Strom, Vater Paul sitzt auf seinem Lieblingsplatz, auf dem Ofenbänkli. Mit Vorliebe mit seinem Jüngsten, mit «Sämi». Er erzählt Geschichten und liest vor aus Kinderbüchern. «Das ist viel schöner als Fernseh-Schauen.» Und vielleicht träumt er heute schon wieder von der Alp? – Der nächste Sommer kommt bestimmt. Auf Wiedersehen auf der Mittleren Bommen!

Appenzeller Witze

«Herr Pfarer! I hett no ztaufe!» – «Jä, Sebedoni, Ehr hend jo eescht vor sechs Woche Hochzig gchaa!» – «Johei jo, Herr Pfarer. Aber s häässt jo alewil, chlinni Chtüeli träägid nüd lang!»

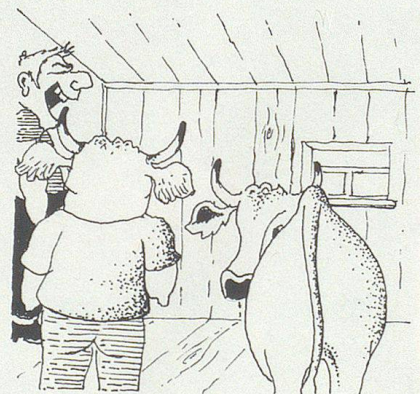
~

E Fräuli, wo am Steebe gsee ischt, säät zom Pfarer: «Herr Pfarer, i wet wesse, mit was as i das verscholdet ha? Vill Lüüt chönd ase ring steebe ond mii botzts fascht!»

~

«Werom bringid ehr mer de Zees wider eso lang nüd? E tondesch Lamaaschete das!» «Ghörscht, Hopme, wer nüd vermag uf de Zees z warte, söll gad kä Zedel chaufe!»

~



En Puur het all vergebe uf s Chälble vo sinere Chue gwaatet. De Noochpuur, woner om Rood frooged, get em zor Antwort: «I globes scho, as dini Chue nüd chalbere will. So gnoot si amel zroggluegt, ond so meent si, si hei scho kalbered, wenn si amel dii siet!»

De Rechemacher Wüerzer, dei onder üüs zueche, hed inn sebe Täge en Kochapparat henne-n-usi too, will er ggronne hed.

Ond wil Uhremacher-Schwalme-Huldrychli omm-diseb Zit scho e Trömmeli gkhaa hed, het's me halt o schuuli hiert gkhaa.

«O Trommle – Trömmele! – O trömmele!» Das het-mer ka Rueh meh loo. Aber wemma seb will, sött ma halt ebe-n-e Trömmeli haa.

Uff aamool hani gmerkt as der Apparat esoo höhlelet, graad wie e Trömmeli. De Wüerzer hed gseid, i töör-e- mit haaneh, sü bruuchid-e nomma.

I hane mit, ond ha denn mit zwaa Schittli ond speiter mit zwoo Kochkelle trömmele so tifi ond so schö wie 's Huldrychli.

Wonis wüerkli efange ganz recht ha köne, hani d' Frau Hörler mit-emme Trommel-Solo – wie-ni gmäänt ha – erfreut.

I ha weleweg e Viertelstond druffzue-ghaue, graad so vil-i ha möge. I ha halt grechnet, i kömm

denn ganz sicher e Schoggeläädeli über füer das Konzert. Aber i bi fast uff e Kopf gstande, wo d' Frau Hörler seid, – si geb mer gern e Schoggeläädeli wen i uf-hööri «tromma».

I ha das Täfeli gnoh ond bi mit mynere vierggegete Trommle dem Haame zue. De Vettter Albert – de «Sterne»-Wiert – hed vorzue o efange so gnueg gkhaa vo mim trömmele, as er mier e Stück Käas-Tönnele ve'sproche hed, wen-i hööri. Ond minn Vater hed gseid, i kö inn Sustall abi, es wer-am fast kötzeli drabb. Mit Zit ond Glegeheit bini wider emool zor Frau Hörler ui gi trommle. Aber kuum hani recht aagfange ond ha wele-n-en Wirbel schlache, so rüefts: «Bbitti Joggeli höör uuf, – verschlood amm ja fast 's Ghöör! I gib-der gern e paar Wybeer (Weinbeeren) wenn d' wider gohst!»

«I wett halt lieber Schoggeläde!» säg i zor Frau Hörler. Ond si mäant druffhee: «I gib der denn e Schoggeläade, du Schysser duu!

– I säges jetz denn dimm Vater, du kömmist all gi guune! – Da wuer mier jetz denn näbe verlaade!» –

Wil i doo gmierkt ha, as d' Frau Hörler gäär-nomme de Guete hed, bini gschobe uhni Wybeer ond uhni Schoggeläade. Wil si nebsthalb nöd uugraad gsy ist, ha-si nöd wele ve'züerne.

Wenn au d'Schoggeläade hüt vill fyner ist als vor sechzg Johre die Suchard ond Sprüngli, so hets mi glich nie meh so guet tunkt wie doozmool.

Appenzeller Witze

«Weles ischt de nööchscht Weg is Wissbad hönneri, Sebedoni?» – «De Stross noi, Herr Tokter, aber obe döri wäred ehr no schnöller dei, wens au en Brocke wiiter ischt, wölls nemlich onderwegs ke Weetschafte het!»

~

«Wenn het e Frau e schwachi Stond, Zischgeli?» – «Jo ebe vo Appezöll of Goonte, du Narr!»

Landwirtschaftszubehör

dirim

Dirim AG Steinegg
9050 Appenzell

Tel. 071/788 89 39
Fax 071/788 89 33

ten, wie wichtig eigene Salzvorräte waren: Jetzt blieb man vom Ausland unabhängig und konnte zudem durch hohe Salzsteuern die Staatskassen füllen. Damit diese Steuern auch wacker flossen, verfügte die Regierung über das Salzmonopol: Sie überwachte Abbau und Verkauf des Salzes.

Ein freier Tag im Jahr

Um an das Salz im Bergesinnern zu gelangen, musste man bei Bex kilometerlange Zugangsstollen in den Fels treiben. Anfänglich geschah dies noch ohne Sprengpulver, allein mit der Kraft der menschlichen Faust. Zentimeter um Zentimeter arbeiteten sich die Bergleute mit Hammerschlägen durch den harten Kalk. Fünf Meter im Monat betrug auf diese Weise der Fortschritt. Moderne Bohrgeräte schaffen diese Strecke in wenigen Stunden. Unter Tag arbeiteten auch Kinder im Alter von 14 und 15 Jahren. Weil das Salz so wichtig war, standen die Bergleute das ganze Jahr über im Einsatz. Nur gerade der Weihnachtstag war frei. An Sonntagen kam der Pfarrer ins Bergwerk, um dort Gottesdienst zu halten. Trotz dieser harten Lebensbedingungen waren die Bergleute stolz auf ihren Beruf. Wesentlich später entdeckt als die Lagerstätte im unteren Rhodan wurden die Salzvorkommen in der Nordschweiz. Hier spielten weder neugierige Kühe noch der Zufall eine Rolle: 1836 stiess der deutsche Prospektor –

ein Fachmann zum Aufspüren von Bodenschätzen – Carl Christian Friedrich Glenck bei Murtenschanz im Kanton Baselland durch eine Bohrung in 107 Metern Tiefe auf eine sieben Meter mächtige Salzschicht. Glenck nannte den Fundort Schweizerhalle (Hal oder Hall ist ein altes Wort für Salz). Ideal ist die Nähe zur chemischen Industrie, die einen guten Teil der Jahresproduktion von 350 000 Tonnen abnimmt. Im Rheintal zwischen Basel und Zurzach führen heute zahlreiche Bohrungen in den Gesteinsuntergrund, um das in der Tiefe lagernde Salz zu gewinnen. Das Verfahren ist ebenso einfach wie genial: Durch ein Rohr wird Süsswasser in die Salzschicht gedrückt, dieses löst den Rohstoff auf und kehrt durch ein anderes Rohr als salzgesättigte Sole an die Erdoberfläche zurück. Salinen, eigentliche Salzfabriken, produzieren aus dieser Sole durch Eindampfen das körnige Salz. Wasser dient bloss als Transportmittel, um den Bodenschatz heraufzuholen – ein Verfahren, das inzwischen auch in Bex angewendet wird.

Geschenk des Ozeans

Woher kommt wohl das Salz in den Bergen bei Bex und im Rheintal oberhalb Basel? Es ist das Geschenk eines Meeres, das einst weite Teile der gegenwärtigen Schweiz bedeckte. Zur Triaszeit im Erdmittelalter, vor rund 200 Millionen Jahren, wogte hierzulande ein tropischer Ozean.

Als er austrocknete, blieb das Salz zurück. Seither ist viel geschehen, 200 Millionen Jahre sind schliesslich eine lange Zeit. Über die Salzschicht wurden andere Gesteine abgelagert. Sie verhinderten ein vorzeitiges Auslaugen durch Oberflächenwasser. Wenn jetzt der Mensch die Salzlagerstätte anzapft, stösst er auf einen Rohstoff, der sich in unveränderter Reinheit erhalten hat: Im Erdmittelalter war die Umwelt zum Glück noch sauberer als heute.

Während das Salz früher als Kostbarkeit galt, ist es jetzt zum Massengut geworden. Das hat auch Nachteile: Pflanzen im Bereich von streusalzhaltigem Schmelzwasser erleiden schwere Schäden, und Beton wird ebenfalls angegriffen. Deshalb werden heute im Winterdienst die Strassen meist weniger stark gesalzen als noch vor wenigen Jahren. Auch uns Menschen bekommt allzuviel des an sich lebensnotwendigen Stoffes nicht gut. Übermässig mit Salz versehene Speisen erhöhen den Blutdruck und damit das Risiko eines Herzinfarktes oder eines Hirn Schlaglages.

Appenzeller Witz

En «uufklärts» Chend sääd zor Muetter: «I wett gad leäber au en Boeb see, s tunkt mi nüd recht, ass Määtle äfach das see mönd, was de Storch de Moetter i d Ohre chlappered!»

Mütterchen» nannte, entschuldigte: Er komme ihr zu gratulieren, könne aber noch nichts spendieren.

*«Ich habe ja noch gar kein Geld
zu solchen teuren Sachen,
doch bleib ich länger in der Welt,
o soll mir's Freude machen,
an dem Geburtstag jährlich
das schönste darzubringen . . .*

Hier geriet Poldi aus dem Gleis. Nur mit grösster Mühe fand er den Rank und liess zum Schluss noch den «Glückwunsch klingen».

Zeichnung statt Bildchen

Der «danckbare Poldi» hatte natürlich auch kein Geld für eines der verhältnismässig teuren Alumbilder. Als erster in Hildas

Büchlein versuchte er es selber und zeichnete mit unbeholfener Hand eine magere Blumenranke, die er dann stolz mit dem Datum und seinen Initialen versah. Sein Kommentar zur Zeichnung liest sich allerdings etwas makaber:

*«Wenn meine Hand im Grabe liegt,
Und ist schon längst verwesen,
So können sie in diesem Buch,
noch meine Handschrift lesen. N.P.»*

Überschwenglich, aber es reimt sich

So, das war das Albumblatt, diesmal nicht für Elise, sondern für die brave Hilda Höhener. Wenn Jungfer Hilda alle guten Rat schläge aus ihrem Poesie-Album befolgt hat, lebte sie gewiss

pflichtbewusst, tugendsam und fromm, «wie die Perl' in stiller Meeresfluth», von welcher Freundin Bertha (die mit dem th) geschrieben hatte. Für das Appenzeller Dorf Bühler zwar ein reichlich weit hergeholter Vergleich, diese stille Meeresfluth! Wie still fluthet wohl das Meer? Mit Bestimmtheit hatte Bertha höchstens das Schwäbische Meer gesehen haben können, etwa vom Gäbris aus, aber eben, sonst wäre der Reim auf des «Lebens höchstes Gut» nicht zustande gekommen. Da nahm man halt viel Überschwang bis zum Schwulst in Kauf, denn reimen musste sich in einem Poesie-Album einfach alles. Sonst wäre es ja ein Prosa-Album gewesen, und das gab's nicht.

Appenzeller Witze

«Seb ischt ond bliibt halt wohr», meent enn, «wer Freud het am Weeche ond geen Hedepfel esst, de cha i simm Lebe mengs gfreuts Täägli erlebe!»



«Du Jokeb! Etzt wääs i nüd, bini en Wiiberfind woorde oder gfallt mer gad mini nomme!»



Ein Berner, ein kraftvoller Schwinger und Steinstosser, wurde in Appenzell von einem Innerrhoder mit folgenden Worten zum «Höggle» herausgefordert: «Wär mer bigotztonder seelze, mösst mer eso en Beener (Berner) i d Schwiz ine choo gi bralle!»

Ine Famili, wo scho e Totzed Goofe gchaa hed, ischt de Storch scho wider choo. Gliichzigt heds aber au im Stall osse Zuewachs ggee. Noochpuure hönd a n äm vo dene Goofe gfrooged, öbs Freud hei am neue Schwöschterli. Das Määtli aber mänt: «S wäär gschiiider gsee, mer hettid zwää Chälbli überchoo, statt e Chindli, s geed dereweg scho gnuog Wäschis ond Botzis!»



E Päärli Volk, wo s gaaz Lebe lang nütz as gstrette het, ischt ebe au zom Abletze choo. Zom Maa, wo steebeschränk im Bett gelege ischt, het d Frau gsäät: «Jechter au ond au, etzt moscht denn steebe. Mer

gsiend denn denand deför im Himmel wider!» De Maa het en Abechich (Seufzer) abloo ond brommlet: «Hetocht en Narre, seb ischt nüd nötig, me hend denand do onne gnuog gseä!»



«He Kleiner, warum gehen hier so viele Kinder barfuss?» – «Jo, bi ös chönd s halt eso uf d Welt!»



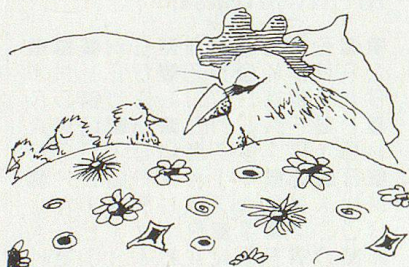
Enn ischt vor Gricht gsee, wegs de Schäädig (Scheidung). «So, Chuered, bischt gschide woode?» froogt de Noochpuur. «Schlecht isch mer ggange. Vo Tisch ond Bett händs mi gschide, ond seb ischt mer grad no s liebscht gsee vo alem!»

Appenzeller Witze

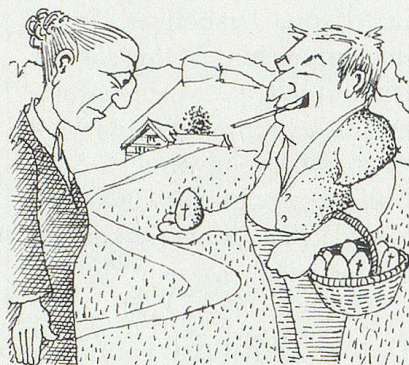
ZEICHNUNGEN: TINO VETSCH

En Handbueb het uf de Strooss d Chüe ossenand trebe ond het dezue luut gflueched. Grad hets de Pfarer gchööt ond het dem Bueb Vorhaaltige gmacht. «Jo, Herr Pfarer, mit em Betbuech het i d Chüe emol nüd ossenand procht», säät de Bueb.

Anno 1919 ischt e grossmechtige «Loft» ggange, wo gaanzi Schüüretecher abzeit ond fot träge het. En Puur of Schwende het onderwegs amene andere gfroged: «Du gchööscht, ischt deer mis Gadetach nüd verkoo?» En andere aber ischt wegs em groosse Schade mit em Herrgott apenand choo ond het gege de Himmel uni gfuuschtet: «Jetzt wet i denn doch wesse, wer doo zeesed?»



«Kathrili! mach, dass d de gnootte Weg is Bett chooscht! S ischt Zit för dere chlinne Määtle! Gsiescht! DHüeli sönd ali au scho ggange!» – «Jo Muetter, i gsienes. Aber di aalt Gluggere ischt au mitggange!»



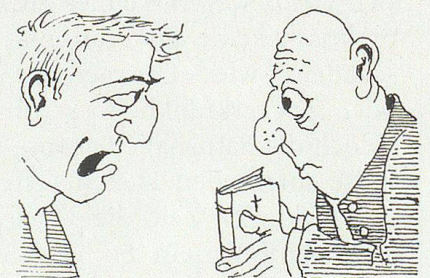
Zor sebe Zit, wo di religiöse Onderschiid no di grösser Rolle gspült heed, ischt en Osserrhoder mit Eier i d Stadt. E strengkatholisch Frau, wonem die Eier enaad geen abkauft hett, hed gfrooget: «Jä, sönd ehr katholisch oder refemiet?» Druf het er zor Antwot ggee: «I bi refemiet, aber d Eier, d Henne ond de Gügeler sönd katholisch!»

Ime Hüüsli sönd gad beidi chrank gsee, de Maa ond s Wiib. De aalt Chrachi het zo sinnere bessere Hölfti gsäät: «Wenn etzt denn gad au de Liebgott ees vo ös zwääne hole woor; i gieng denn zom Vetter Hannes is Toggeburg!»

Vor langer Zit ischt emol en Innerrhoder dör di «Lang Gass» uusgschwunge woode. Das ischt all e Sensazioo gsee, ond s het vill Volk aazoge. De Henker oder de Nachtwächter hend em Verurtaalte all paar Schrett mit me Hä-

gischwaanz möse es öberabi hae! Deseb, wo sebmoll dra gsee ischt, hed nüd lang Federle-sis gmacht, wo die Prozedur fetig gsee ischt; er het Fäde zoge, vill er gad het möge. Of em Weg uf Gäas sönd em zwee vekoo, ond die heed em gfrooget «Gchööscht du! S weet schints z Appezöll enn uusgschwunge!» De het bim Witergoh gsäät: «Ehr chööd z spoot! I bi grad recht choo!»

«Guete Morge, Chuered! Heschet guet gschloofe?» – «Joheijo, Hannes, ond denn no malefiz guet!» – «Denn bischt aber weleweg nüd of em Gwösse glege!»



Ame Familivater ischt de änzig Bueb ganz junge gstorbe. De aalt Pfarer ischt is Huus choo gi trööschte ond het dezue en Sproch vo de aalte Grieche prucht: «Wen die Götter lieben, der stirbt jung». De guet Maa aber hed zom Pfarer gsääd: «Denn hend s Eu aber nüd wohl mögel!»